

staatlichen Gewalt nicht mehr primär unter einer rechtlichen, sondern eher unter einer theologischen Rücksicht und betonte hierbei die grundsätzliche Verschiedenheit der beiden Institutionen Kirche und Staat. In keinem der 16 Dokumente des Konzils wird die Societas-perfecta-Formel auf die Kirche angewendet. Dies zeigt den festen Willen des Konzils, mit der Form der Betrachtung der Beziehungen zwischen der Kirche und dem Staat zu brechen, die während des 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschte. Nicht mehr der Herrschafts-, sondern der Dienstcharakter der Kirche gegenüber der Gesellschaft, dem Staat und den Einzelmenschen sollten in den Vordergrund treten. Doch hat das Konzil trotz des Verzichts auf die Verwendung der Societas-perfecta-Formel an keiner Stelle auf den Anspruch verzichtet, den diese Formel inhaltlich ausgedrückt hat. Wie könnte die Kirche auch ihre gesellschaftskritische Aufgabe, die sie heute mehr denn je in Anspruch nimmt, wahrnehmen, wenn sie nicht das Recht besäße, über ihre eigenen Angelegenheiten selbst zu bestimmen und vom Staat unabhängig wäre? Deshalb hat die Kirche, wie der Verfasser unterstreicht, die Kontinuität zu ihrer früheren Lehre im Zweiten Vatikanischen Konzil nicht preisgegeben. Das Konzil war in der glücklichen Lage, die theologischen Aspekte des Wesens der Kirche darlegen zu können, weil die Kanonistik und die Päpste des 19. Jahrhunderts die undankbare Aufgabe auf sich genommen hatten, den rechtlichen Aspekt herauszustellen, dem nach wie vor eine ungeschmälerte Bedeutung zukommt, nämlich die Stellung der Kirche als staatsunabhängigen gesellschaftlichen Verbands. Diese Rechtsstellung garantiert der Kirche ihren Einfluß in der modernen Gesellschaft.

So läßt sich in aller Kürze der Gehalt der überaus sorgfältigen Untersuchung von J. Listl zusammenfassen. Ein Personen- und ein Sachwortregister erleichtern die Benutzung des ausgezeichneten Werks.

R. Metz

*Arbeitswissenschaft in der Gesellschaftspolitik.* Internationale Tagung der Sozialakademie Dortmund. Hrsg. v. H. PORNSCHLEGEL und

H. SCHOLZ. Berlin: Duncker & Humblot 1978. 328 S.

Arbeitswissenschaft als „Wissenschaft von der menschlichen Arbeit“ hat sich bisher noch nicht als eigene Wissenschaft im strengen Sinn, d. i. mit präzise umschriebenem eigenem Erkenntnisgegenstand, zu etablieren vermocht, ist vielmehr vorerst noch mehr ein Bündel von Disziplinen, die es unter sehr verschiedener Rücksicht mit der menschlichen Arbeit zu tun haben und sich um interdisziplinäre Zusammenarbeit bemühen. Daran sind zwei grundverschiedene Gruppen von Disziplinen beteiligt, zum einen Mal ausschließlich oder doch überwiegend solche naturwissenschaftlichen Typs, die es mit der Arbeit als einem Vorgang oder einer Verrichtung des Menschen als physischem oder psychophysischem (psychosomatischem) Wesen zu tun haben wie insbesondere die Ergonomie, auf der anderen Seite Disziplinen gesellschaftswissenschaftlichen Typs, denen es um das Verständnis und die Würdigung der menschlichen Arbeit in ihrem gesellschaftlichen Zusammenhang und damit erst in ihrer vollen anthropologischen Bedeutung zu tun ist. Wenn es um „Humanisierung der Arbeit“ geht, dann wird der Anfang wohl meist auf der den naturwissenschaftlichen Disziplinen zugänglichen Seite liegen: Minderung der körperlichen Anstrengung, der gesundheitlichen Schädigung, der Unfallgefahren usw.; das kann zur Folge haben, daß die andere Seite, die ökonomischen, sozialen und politischen Bedingungen, unter denen der Mensch bei seiner Arbeit steht, übersehen und vernachlässigt werden. So will denn der auf den ersten Blick unverständliche Titel der Tagung „Arbeitswissenschaft in der Gesellschaftspolitik“ besagen, daß vor allem bezweckt war, die Bemühungen der Arbeitswissenschaftler nachdrücklich auf diese letztere Seite hinzu lenken. Einzelne Beiträge sind Fachchinesisch und nur dem Eingeweihten verständlich; die meisten sind für jeden sozial Interessierten lesbar und lehrreich.

Ist es wahrhaft menschenfreundlich – das ist eine der behandelten, aber nicht beantworteten Fragen – denen, die unter entwürdigenden Bedingungen arbeiten, sich aber, da sie nichts anderes gewohnt sind oder kennen, des-

sen gar nicht bewußt sind und insofern auch nicht darunter leiden, diese ihre Lage, damit sie sich dagegen auflehnen und sie abschütteln, zu Bewußtsein zu bringen, wodurch sie für sie erst richtig leidvoll und schmerzhaft wird? Besteht nicht die Gefahr, daß wir den Menschen einreden, Arbeitsbedingungen seien unerträglich und unzumutbar, die mindestens vorübergehend als unvermeidlich in Kauf genommen und ertragen werden können und müssen? Hier sind offenbar die Grenzen wertfreier Erkenntnis überschritten und geht es um letzte Wertmaßstäbe. Besonders interessant in dieser Hinsicht ist ein (leider nicht gut übersetzter) Beitrag des italienischen Soziologen *Taliani*, wonach nicht nur die kommunistischen (CGIL), sondern auch die christlichen (CISL) Gewerkschaften die „Herrschaftsstruktur“ des profitstrebigen Unternehmens als derart „unmenschlich“ ansehen, daß deren Beseitigung der Vorrang zukomme vor allen anderen Verbesserungen der betrieblichen Einrichtungen und des Arbeitslebens insgesamt. Muß man – diese Frage sollten auch unsere deutschen Gewerkschaften sehr ernstlich bedenken –, um Verbesserungen durchzusetzen und die Mitglieder zum Kampf darum aufzurufen, unbedingt Unzufriedenheit, Mißmut, Verärgerung und Verbitterung gegen das Bestehende wachrufen und sie mit Haß und Entrüstung dagegen erfüllen, oder sollte man nicht lieber ihnen zeigen, was sich verbessern oder verschönern ließe, ihnen wünschens- und erstrebenswerte Ziele vor Augen führen und sie aufrufen, sich darum zu bemühen, auch unter Einsatz von Mühen und Opfern dafür zu kämpfen, inzwischen aber das bisher schon Erreichte nicht geringzuschätzen, sondern sich seiner zu erfreuen und es in einsichtiger Weise zu nutzen? Schade, daß die Schweiz mit ihren diesbezüglichen guten Erfahrungen auf dieser internationalen Tagung nicht vertreten war.

O. v. Nell-Breuning SJ

KRAUS, Wolfgang: *Die verratene Anbetung. Verlust und Wiederkehr der Ideale*. München: Piper 1978. 191 S. Lw. 26,-.

Die Fragen, die der österreichische Essayist Wolfgang Kraus stellt, werden von vielen sei-

ner Zeitgenossen gewiß verdrängt. Da er mit solcher Verweigerung rechnet, setzt er scharf Akzente, bevorzugt er dem Holzschnitt vergleichbare Schilderungen, neigt er leicht zu provozierenden Aussagen. Vermutlich aber gelingt es ihm gerade dadurch, mit dem Leser ins Gespräch zu kommen. Die Probleme, die ihn angesichts unserer Wirtschaftswunderwelt beschäftigen, sind auf wenige Stichworte zu bringen: die Wünsche, die Freiheit, die phantastischen Paradiese, die fröhlichen Moden, die stolzen Künste, die verratene Anbetung, der Umgang mit dem Kommunismus, Werte, Ideale und Sinn in westlichen Demokratien. Ob Kraus die moderne Kunst kritisch betrachtet oder ob er sich mit der perfekten Produktion von Wünschen (in der Werbung) befaßt, immer ist er – im guten Sinn des Wortes – ein Moralist. Er fragt nach der ethischen Relevanz jeglicher Wirklichkeit. Logischerweise endet er in einem beschwörenden Appell: „Es mag kein Zufall sein, daß gerade in der christlichen Religion, die allein die Motive zur Dynamik der westlichen Zivilisation enthält, der Aufruf zur Nächstenliebe, zur Sanftmut, zur Güte, zur Verachtung von Geld und Reichtum so beschwörend oft wiederholt und zur Grundlage der Lebenshaltung gemacht wird. Dort, wo die Impulse zu unserer Zivilisation entstanden sind, ist auch deren Beherrschung angelegt . . . Man hat bisher nur den einen Teil der Botschaft akzeptiert . . . Man wird dazu übergehen müssen, auch den anderen Teil zu hören und zu verwirklichen, soll die Zukunft nicht in einer Abnormität enden – wie sie im Turmbau von Babel und von der Apokalypse der Johannesoffenbarung verblüffend kompetent dargestellt ist“ (181). Wenngleich manche Darstellungen etwas kursorisch sind, etwa die Geschichte des „Schönen“ (79 ff.), wenngleich man manche Aussagen für Übertreibungen halten mag, etwa der in alle Einzelheiten hinein ausgearbeitete Vergleich zwischen Rom und „rotem Byzanz“, wenngleich manche Begründungen, vor allem im Rückgriff auf das Neue Testament, Theologen nicht zufriedenstellen werden (31, 35, 165, 171) – das leicht lesbare Buch weckt Besinnlichkeit, führt zur Besinnung, kann neuen Sinn vermitteln.

R. Bleistein SJ